

Beilage zu Nr. 150 des „Amts- und Anzeigeblasses“.

Ebenstod, den 19. Dezember 1895.

Aus dem Feldzuge 1870/71.

Novelle von Alfred Steffens.

(13. Fortsetzung.)

„Die meisten, die jetzt gegen die Deutschen wüthen, gehören dem fanatisirten Pöbel an, der nicht weiß, was ihm gut ist. Die Deutschen züchtigen gegenwärtig die Franzosen für ihre maßlose Arroganz; vielleicht erhalten wir dadurch bessere Zustände, jedenfalls aber werden wir auf diese Weise die schmachvolle Regierung des bisherigen Usurpators los.“

Die Thür zum Nebenzimmer war angelehnt geblieben, weshalb die Unterhaltung auch sehr gedämpft geführt wurde; jetzt vernahm man die Anwesenden ein leises Geschnitten des Kranken von seinem Lager herüber dringen.

Auf den Befehl der Chirurgen zu seinem Patienten. Längere Zeit verweilte er dort.

Als der Chirurg zurückkehrte, sagte er: „Er hat soeben viel Limonade getrunken und schläft nun von Neuem. Wenn ich denke, daß er genesen kann, dann möchte ich laut schreien vor Lust; es ist für diesen Fall ja unser Werk, daß ein so hübscher junger Mann dem Leben erhalten ist, der ohne uns sicher elend zu Grunde gegangen wäre. Ach, wie ich ihm das Glas an die Lippen hielt, da sandte er mir einen so dankbaren Blick aus seinen halbgebrochenen Augen zu, der mir durch die Seele drang; es ist doch unglaublich besorgend, für das Erhalten, als für das Vernichten zu schaffen!“

„Es ist schwer an dem Armen gesündigt!“ meinte der Oberst. „Unsere Nation wird sich vor den übrigen Völkern tief herabwürdigen. Doch, lieber Doktor, giebt es ihn und wieder in Frankreich Leute, die so auftreten, wie Sie und wir, so werden die Sünden vieler anderer verkleinert und man wird im allgemeinen sagen: es leben in Frankreich, wie überall, Ungeheuer, aber auch edle Menschen!“

Für einen Theil der Bewohner des von Gautier'schen Hauses gab es eine unruhige Nacht, es mußte an dem Lager des Schwerkranken Wache gehalten werden.

Der Chirurg entschlief sich sogar, während der ganzen Nacht, wenn auch nicht ohne Unterbrechung munter, so doch in einem, an das Gemach des Kranken grenzenden Zimmer zu bleiben, um für alle Fälle sofort bei der Hand zu sein.

Und als der neue Morgen graute, stattete der Diener Aeskulaps dem Obersten einen Bericht dahin ab, daß der Verwundete sich sehr ruhig verhalten habe, ja fast zu ruhig; weshalb er noch immer besorgte, daß sein Gehirn nicht ganz ohne Verletzung geblieben sei.

So schwanden Tage dahin und der Kranke starb nicht. Aber es trat auch keine sonderliche Besserung ein; meist schlief er, und wenn er wachte, lag er wie ein Todter da; selten äußerte er klares Verständniß für seine Lage oder Umgebung.

Eine Woche war dahingestrichen, als der Chirurg die bestimmte Hoffnung aussprach, ihm das Leben zu erhalten. Jetzt äußerte der Patient auch bereits für einzelne Momente einige Sehnsucht nach Unterhaltung; aber immer waren die Sätze, die er bald in französischer, bald in deutscher Sprache hinhauchte, kurz und abgebrochen.

Er sprach das Französische völlig geläufig, wie der Oberst und seine Familie ziemlich gut im Deutschen bewandert waren. Aber je mehr das körperliche Leiden des Verwundeten in den Hintergrund trat, äußerte es sich, daß sein Gedächtniß völlig geschwächt worden oder er wenigstens zur Zeit noch nicht fähig sei, lange sein Gehirn anstrengen und Erinnerungen vollständig geordnet, zu sammeln.

Sechs Wochen waren vorübergegangen seit jenem schrecklichen Tage bei Sedan, an welchem der Kaiser Napoleon III. aufhörte zu regieren, als der Kranke in dem Hause des Obersten von Gautier zum ersten Mal sein Schmerzenslager verlassen und in dem allgemeinen Familienzimmer der Herrschaften erscheinen konnte.

Er war mit dem bequemsten Hautrock des alten Obersten bekleidet und wurde von dem Chirurgen gestützt.

Bleich und eingefallen, einem Skelet gleich, wollte er einher und war froh, als er den ersten bequemen Sitz erreicht hatte. Aber selb lächelnd streckte er Nanny die Rechte entgegen, sowie diese in seine Nähe trat, um ihm ein Kissen in den Rücken zu legen.

Freundlich überließ die junge Dame ihm ihre kleine schneeweiße Hand, die er an seine Lippen presste, indem er: „Mein Schützengel!“ flüsterte.

Nanny war ihm eine treue, fürsorgliche Wärterin gewesen, die mit Aufopferung ihrer selbst ihm viele lange und bange Stunden gewidmet hatte.

In den letzten Tagen hatte sich auch das Gedächtniß des Konvaleszenten wieder völlig geklärt; die Erschütterung, welche sein Gehirn erlitten, schien geschwunden.

Obgleich er seine Blide lange mit der innigsten Dankbarkeit auf der Ältesten Tochter seines freundlichen Wirthes ruhen; und diese mochte nicht unempfindsam gegen solche Blide sein, denn ihre Wangen färbten sich häufig ohne jede ersichtliche Veranlassung mit dem lieblichsten Karmin; aber gewiß ahnte der noch immer Leidende nicht, daß das schöne jugendlich frische Mädchen eine Reizung zu ihm, den siechen, einem Geiste nicht unähnlichen Menschen, in sich aufnehmen könne, die im Stande sei, ihrem spätern Frieden gefährlich zu werden; sonst wäre er jedenfalls vorsichtiger mit seinen Bliden gewesen.

Mehrmals hatte schon der Konvaleszent den Wunsch ausgedrückt, an seine Lieben in der Heimath schreiben zu wollen und hierbei eine unendliche Angst und Sehnsucht blicken lassen; aber noch immer war er nicht dazu gekommen, einen Brief abzuschicken, da er zum Schreiben zu schwach war.

Auch heute lenkte er das Gespräch auf diesen Vorschlag.

„Es ist nicht anders, man wird mich in der Heimath längst als todt beweint haben,“ sprach er voll Gefühl. „Niemand hat eine Ahnung, wo ich geblieben bin.“

„Das ist schrecklich!“ entgegnete Nanny voll höchster Theilnahme. „Wenn Sie erlauben, so benachrichtige ich die Lieben Ihrigen.“

„O, Sie sind ein Engel an Güte!“ rief der Kranke. „Ja, bitte, schreiben Sie an meine Braut, die Ihnen so ähnlich sieht und ist.“

„Ihre Braut?“ entschlüpfte es den Lippen der jungen Dame, indem für einen kurzen Moment die liebliche Röthe aus ihren Wangen schwand. Doch schnell bezwang sie sich, um nicht zu verrathen, daß plötzlich eine Empfindung in ihr Herz gezogen war, die mit einem leisen Weh viel Ähnlichkeit hatte.

Einen möglichst unbefangenen Ton erzwingend, setzte sie hinzu: „Ich glaube, die deutschen Krieger ließen selten ihr Liebste auf der Welt als Braut zurück.“

„Viele Kameraden haben ihre Bräute vor dem Ausmarsch geheirathet,“ bemerkte der junge Mann. „Doch mir blieb keine Zeit dazu übrig.“

Das Gespräch nahm eine andere Wendung. Nanny erbot sich nicht mehr zum Schreiben und der Konvaleszent glaubte sie nicht mehr erinnern zu dürfen.

Ihm war es nicht völlig entgangen, daß seine Mittheilung einen tiefen Eindruck auf sie gemacht hatte; und diese Annahme zu verstärken, hatte er nun immer mehr Gelegenheit.

Nanny war von jetzt an in seiner Nähe stets unheimlich schüchtern und zurückhaltend; häufig bemerkte er die größte Befangenheit an ihr, in ihren Augen spielte sich öfter ein heimlicher Kummer ab.

„Es ist Zeit, daß ich scheide,“ dachte er bei sich. Auch der geringste Gedanke, daß es ihm ein leichtes und doch höchst interessant sei, während seiner völligen Wiederherstellung einen Liebes-Roman mit der niedlichen, heißblütigen Französin abzuspielden, blieb ihm fern. Und als eines Tages der Chirurg ein vertrauliches Stündchen benutzte, ihm zu sagen, wie er bemerkt zu haben glaubte, daß die Älteste Tochter vom Hause ihn liebe, der Deutsche aber offen und ehrlich darauf geantwortet hatte, sagte der Chirurg: „Ich gebe Ihnen recht, es ist am besten, Sie ziehen sobald als möglich von hinnen; jeder Tag Ihres längerer Verweilens hier bringt Ihnen zwar mehr neue Kräfte, macht aber den Zustand des armen Fräuleins gefährlicher.“

Der Genesende war ein vorsichtiger und wohlüberlegender Mensch; er besaß in Deutschland eine Menge und darunter sehr nahe Verwandte, ja auch, wie wir vernommen, eine liebende Braut. Doch er fürchtete das Aergste, wenn er sich nun plötzlich an diese wandte, nachdem er Wochen u. Monate nichts von sich hören lassen und es natürlich erschien, daß er als todt betrauert wurde.

Zuweilen tödtet übergroße Freude leichter als der jäheste Schreck!

Der Chirurg mußte an einen Cousin des Konvaleszenten schreiben, der in Köln seinen Wohnsitz hatte und ihm sehr sehr ergeben war. Dießem theilte er seine ganze Leidensgeschichte mit und bat ihn, so schleunigst als möglich nach Frankreich herüberzukommen.

Inzwischen erholte er sich täglich mehr und konnte immer längere Zeit in der Familie des biederen Obersten verbringen. Er wollte gern in ihrem kleinen Kreise.

Nanny war ihm jetzt eine liebe Freundin.

Noch ganz wie früher pflegte sie ihn mit all der Bärtlichkeit und Treue, die nur ein Weib an den Tag zu legen vermag; aber sie war dabei nicht mehr so unbefangene wie ehemals, um ihren Mund schwebte nie mehr solch glückliches Lächeln; meist umgab ihn ein Zug, der auf einen leisen Schmerz, tief im Innern verborgen, schließen ließ.

Es war an einem Sonntag im Monat November; eine heftige Kälte war bereits eingetreten, überhaupt vollständiges Winterwetter über die Erde gebräitet, als ein schnelles Fuhrwerk vor der Bestimmung des Obersten hielt und gleich darauf zwei junge Herren in seiner Reiselleidung, geführt von einem Dorfbewohner, in den Flur des Hauses traten, um sich melden zu lassen.

Es waren zwei nahe Verwandte des Verwundeten, die von Preußen herübergekommen waren, um ihn in Empfang zu nehmen und zur völligen Wiederherstellung in die Heimath zu bringen.

Welche freudige Ueberraschung für den Genesenden!

Der Oberst und seine Familie hießen die jungen Männer von Herzen willkommen und freuten sich über das Glück ihres Schützlings.

Nanny sagte zu ihm: „Also so schnell wollen Sie uns verlassen?“

„Muß ich nicht, mein gnädiges Fräulein?“ entgegnete der Soldat voll Empfindung.

„Wer oder was zwingt Sie?“

„Die Pflicht!“

„Sie sind noch nicht wieder kampffähig.“

„Nein; aber ich habe auch Pflichten daheim.“

„Sie haben recht!“ erwiderte die junge Dame. „Verzeihen Sie meinen früheren Einwand, ich wagte ihn aus — — — nun aus Angst um Ihre Gesundheit; es ist kalt und stürmisch draußen, Sie aber befinden sich noch immer in der Kur und müssen sich als Patient betrachten.“

Sehr bald gewahrte der Feld, der nächst dem Chirurgen dem Obersten und seiner Familie zu danken hatte, daß er dem Tode entronnen war, wie seine Cousins sich mit besonderem Interesse um die beiden niedlichen jungen Französinen beschäftigten. — Alle nur erdenklichen Mittel würden von ihnen angewandt, den Damen zu gefallen; und es war auch leicht zu bemerken, wie der eine der Herren, der die jüngere von Gautier umschwärmte, nicht umsonst seine liebenswürdige Seite herausschickte; Fräulein Margot schien bald von seinem Umgangston sehr eingenommen zu sein und ging mit der den Französinen eigenen Lebhaftigkeit auf die von ihm gewählten Unterhaltungen ein, während Nanny den Bestrebungen des anderen jungen Mannes eine ziemlich läßliche Zurückhaltung entgegensetzte.

Troydem behauptete derselbe im geheimen zu seinem Cousin: „Ich erobere mir ihr Herz doch, oder ich will nie wieder von einer Dame freundlich angesehen werden!“

So schnell ging es nun übrigens noch nicht mit der Abreise, wie der Konvaleszent es sich gedacht hatte. Wie viel mußte noch besorgt und für ihn herbeigeschafft werden, bevor er sich der kalten Winterluft im Freien aussetzen konnte.

Er hatte ja seine Reise-Effekten mit in das Gautier'sche

Haus gebracht, sondern war dort so hineingekommen, wie ihn der Chirurg in der Gegend der Wahlstatt aufgefunden.

Es wurden Reisen nach Sedan nötig; und so verfloßen mehrere Tage, bis endlich die Abschiedsstunde schlug.

Der Oberst und die Seinen waren während des die liebenswürdigsten Menschen von der Welt gegen die Fremden und thaten alles, was in ihren Kräften stand, um ihnen den Aufenthalt bei ihnen recht angenehm zu machen. Somit beizogen sie diese nicht allzu sehr, wieder in die Heimath zu kommen.

Inzwischen mußte der junge Krieger zu seiner maßlosen Bewunderung einsehen, daß Nannys Sprödigkeit gegen den Cousin mehr und mehr nachließ und sie ein immer geneigteres Ohr für seine gewählten Reden zeigte.

Eine Art Mißbehagen wollte sich zuerst seiner bemächtigen, aber bald lächelte er über sein Unwesen und flüsterterte sich zu: „Du egoistischer Thor!“

Und nun freute sich der Genesende, daß er Aussicht besaß, mit den guten Menschen, die sich seiner im Feindesland so edelmüthig angenommen, vielleicht auch für die Zukunft in näherer Verbindung bleiben zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Gegenwärtig sind es 900 Jahre her, daß eines unserer unentbehrlichsten Geräthe, die Gabel, seinen Einzug in Europa hielt. Im Herbst des Jahres 996 vermählte sich ein Sohn des Dogen Pietro Orseolo mit der byzantinischen Prinzessin Argila, einer Schwester des oströmischen Kaisers. Während man bis dahin in Venedig die Speisen mit den Fingern zum Munde geführt hatte, bediente sich die Prinzessin Argila zu diesem Zwecke einer zweifachigen Gabel und eines goldenen Löffels. Der Löffel war für die Venetianer nichts Neues, wohl aber die Gabel. Die venetianischen Damen beeilten sich, es der Byzantinerin gleich zu thun, und wenn ihnen auch die Handhabung der Gabel recht schwer fiel, so bürgerte sich der neue Brauch doch nach und nach in den vornehmen venetianischen Familien ein. Freilich fehlte es nicht an Tadlern und Spöttern, die den Gebrauch der Gabel als einen schädlichen und lächerlichen Auswuchs der venetianischen Ueberspannung tabelten. Es währte Jahrhunderte, ehe die Gabel von Venedig aus ihren Weg in das übrige Italien fand. Erst im Zeitalter der Renaissance, etwa vom Jahre 1360 ab, wurde das Essen mit der Gabel in Florenz und in den anderen italienischen Städten Brauch. Wann sich die Gabel in Deutschland eingebürgert hat, vermögen wir nicht zu sagen. In Frankreich wird sie zum ersten Male im Jahre 1379 in einem Verzeichniß des königlichen Silberzeuges erwähnt. Mode wurde aber das Essen mit der Gabel in Frankreich erst im Jahre 1550. Nach England brachte sie der Reisende Gorgate direkt aus Venedig im Jahre 1608. Im allgemeinen Gebrauch kam sie hier aber erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Heute bedient man sich der Gabel fast auf der ganzen civilisirten Erde.

— Wie man vor etwa 6000 Jahren den Haarwuchs beförderte. Ein französisches medizinisches Fachblatt veröffentlicht das „älteste Rezept der Welt“. Diese ärztliche Verordnung wurde von einem englischen Gelehrten nach einem ärztlichen Papyrus entziffert. Es handelt sich um ein Haarwuchs beförderndes Mittel, welches für Chata, die Mutter des zwölften Königs aus der ersten ägyptischen Dynastie, die etwa 4000 Jahre vor Christi Geburt regierte, bestimmt war. Die Formel lautete: Hundspote 1, Datteln 1, Felschul 1, in Del zu kochen, und damit die Kopfhaut energisch einzureiben. „Dieses Mittel“, bemerkt das Fachblatt, „scheint nicht besser und nicht schlechter, als alle anderen heutzutage angepriesenen Mittel gleicher Art zu sein. Wir glauben, daß in dieser Beziehung die Wissenschaft keine großen Fortschritte gemacht hat.“

— Jerszeit. Professor Duxler verbrachte einen Abend im Hause eines Freundes. Als er gehen wollte, regnete es stark. Die Gastgeberin bat ihn daher, die Nacht im Hause zu verbringen, was er auch dankend annahm. Pöflich aber war der Gast verschwunden, ohne daß Jemand sein Fortgehen bemerkt hatte. Schon wollte man zu Bett gehen, als der Professor wieder eintrat, naß wie eine Katze. Er war nach Hause gegangen und hatte sich kein Nacht hemd geholt!

— Rache. Frau Rachel ist mit ihrem Zimmerherrn sehr unzufrieden und lebt deshalb vor seinem Auszug an die Hauptthür folgende Anzeige: Im dritten Stock möblirtes Zimmer, schönes, helles, ab 1. Januar an einen besseren Herrn zu vermietten.

— Neue Krankheit. Patient: „Bitte, untersuchen Sie mich doch einmal, Herr Doktor; ich glaube, ich habe den Krebs im Gehirn.“ — Doktor: „Woraus schließen Sie denn das?“ — Patient: „Mit meiner Gehirnthätigkeit ist es in der letzten Zeit stark rückwärts gegangen.“

Neue Romane und Novellen der „Gartenlaube.“ Das weltbekannte verbreitetste deutsche Volks- und Familienblatt kündigt soeben das Programm für seinen neuen Jahrgang an, der mit dem Neujahr beginnt. Wir ersehen aus demselben, daß es der Redaktion in hohem Grade gelungen ist, durch Gewinnung unserer besten Autoren auf dem Gebiete echt volkstümlicher und feinsinniger Erzählung den Ansprüchen weitestest Lesekreises gerecht zu werden. E. Werner, zweifellos eine der beliebtesten und erfolgreichsten unter den deutschen Erzählerinnen, eröffnet den neuen Jahrgang der „Gartenlaube“ mit einem neuen, großen Roman, der den Titel „Jata Morgana“ führt. Neben E. Werner erfreut sich W. Heimbürg in gleichem Maße der Gunst der Leser und Leserinnen im deutschen Familienkreise, und auch von dieser berühmten Autorin kündigt die „Gartenlaube“ einen neuen Roman „Troydeme Herzen“ an. Durch diese Werke wird namentlich die große Mehrzahl der deutschen Leserkreise sicher erfreut werden. Daß aber auch anderen Lesebestrebungen und Geschmacksrichtungen von der Redaktion mit Fleiß und Sorgfalt Rechnung getragen wird, dafür bürgen uns die Ankündigungen: „Dielliedchen“ von Ernst Eckstein, „Der Klageschrei“ von Rudolf Lindau, „Wüste Jungen“ von Ernst Bendach und Ramen wie Ludwig Ganghofer, K. v. Verfall u. A., denen wir in dem Prospekt gleichfalls bezeugen. Es freut uns, hiermit feststellen zu können, wie umsichtig und glückselig die Redaktion der „Gartenlaube“ bestrebt ist, den alten Aul der „Gartenlaube“ als edles deutsches Volks- und Familienblatt zu wahren und zu wehren und dem deutschen Hause eine feisende und begiegene Lektüre zu bieten.